

Als Backfisch allein nach Indien [Fortsetzung]

Autor(en): **Ewerbeck, Bettina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als Backfisch allein nach Indien

VON BETTINA EWERBECK

NACHDRUCK VERBOTEN

Erste Fortsetzung

Endlich kam der langersehnte Tag, an dem ich den Ozeandampfer betreten durfte. Es war ein französisches Schiff. Eigentlich hatte ich es mir größer vorgestellt, und auch meine Kabine war längst nicht so elegant, wie ich es mir von der zweiten Klasse erwartet hatte. Sie war eng, unsauber, aber das zweite Bett war zum Glück von der einzigen Deutschen belegt, die außer mir noch an Bord war. So konnte ich mich doch wenigstens mit jemandem deutsch unterhalten. Der Professor sprach nur englisch mit mir, um mich daran zu gewöhnen.

Auch die Gesellschaft der zweiten Klasse paßte wenig in das Märchen meiner Seereise. Die französischen Passagiere kamen im Schlafanzug zum Frühstück und in Hemdsärmeln zum Abendessen. Die erste Klasse, die in schärfstem Gegensatz zu uns stand, boykottierte uns dementsprechend.

Außerdem bemerkte ich aber mit der Zeit noch eine weitere Klassenscheidung zwischen weiß und braun.

Der indische Professor, den man in Europa noch angestaunt hatte, verlor hier seine Bedeutung. Er war nur mehr ein Farbiger. Die Weißen, vor allem die Engländer, rückten von ihm ab, und ich teilte sein Schicksal, weil ich mit ihm reiste. Meistens war ich mit der anderen Deutschen zusammen. Einmal jedoch lud mich eine Schweizerdame zu sich auf das Deck der ersten Klasse. Da schickte man mir einen Steward; die Passagiere erster Klasse lassen bitten, Fräulein E. solle sich in ihre Klasse begeben.

Mir war, als ob man mich geschlagen hätte. Ich ging in meine Kabine und weinte. Von allen Lebenden fühlte ich mich verlassen. Von da an ging ich stumm und stolz an allen Mitreisenden vorbei. Merkwürdigerweise fühlte ich mich aber dem Professor gegenüber genau so entfremdet, wie denen, die mich beleidigt hatten. Ich fand es unerhört ungerecht, auf die Farbigen als Menschen zweiten Ranges herabzusehen, aber doch zog es mich zu den Weißen. Ich wußte mit einem Male, daß ich zu ihnen gehörte. So kam ich zu dem Schluß: es ist falsch, auf die Inder herabzusehen, aber es ist richtig, sich als Europäer zu fühlen. Diese Erkenntnis begleitete mich von nun an, und ich sah allem Kommenden entschlossen entgegen.

Der Professor verlangte nicht, daß ich mich um ihn kümmerte, und er selbst fragte auch nicht viel nach mir. Am Morgen trafen wir uns gewöhnlich beim Frühstück. Dann ging er zu seinen Freunden, ebenfalls Indern, und spielte Bridge mit ihnen. Ich streckte mich in meinem Liegestuhl und konnte mich nicht satt sehen an dem wunderbar blauen Wasser und dem strahlenden Himmel darüber.

Wir waren Port Said inzwischen immer näher gekommen. Alle warteten mit brennender Ungeduld darauf. Kaum hatte es der erste mit seinem Fernrohr entdeckt, als auch schon alles wie rasend nach oben stürzte.

Ich riß meine Augen auf, um mir ja nichts entgehen zu lassen. Da schwammen braune, splitternackte Menschen um das Schiff, dort stürmten andere mit großen Ballen beladen die Dampfertreppe hoch. Turbane, wehende Gewänder, rot, gelb, grün, blau, alles wirbelte durcheinander. Fremde Worte flogen um mich herum...

Schließlich kam der Professor und holte mich ans Land. Noch ehe ich richtigen Boden unter mir hatte, überfiel mich schon ein Haufen von Händlern; sie behängten mich von Kopf bis zu Füßen mit unzähligen Ketten, die sie mir für 25 Mark anboten — worauf der Professor nur geringschätzig mit der Achsel zuckte: «Einen Pfennig gebe ich euch — mehr nicht.» Ein lautes Wehgeschrei antwortete ihm. Einige zogen gekränkt von dannen. Doch viele folgten noch in kleiner Entfernung, um von Zeit zu Zeit immer wieder mit einem niedrigen Preis an uns heranzutreten. Endlich ließen sie mir die buntesten

für 1 Mark «nur aus Freundschaft, denn sie selbst hätten das Doppelte bezahlt». Ich lief in die Geschäfte, sah mir die goldenen Pantoffeln, die silbernen Schals und die türkischen Prinzessinnenkleider an und freute mich. Neben mir lief immer ein kleiner Junge, der mir während des Gehens mit einem Tuch eifrig über die Schuhe fuhr, um sie blank zu putzen. Wenn der Professor ihm dann sagte, daß meine Schuhe sauberer seien, als sein Gesicht, freute er sich und grinste von einem Ohr bis zum andern. Mit Ketten und Eindrücken reich beladen, kehrte ich am Abend zum Schiff zurück.

4. Kapitel.

Der Suezkanal lag nun vor uns. Ruhig, im Fünfkilometer-tempo, zog unser Schiff hindurch. Zu beiden Seiten breitete sich endlos gelber Sand aus. Einige Palmen standen vereinzelt als schwarze Silhouetten gegen den Himmel. In der Ferne schienen sanfte Hügel anzusteigen — oder waren es nur Wolken?

Die Sonne schien immer heißer, und bei ihrem Untergehen tauchte sie die weiten Ebenen in glühend rotes Gold. Der Himmel verfärbte sich in zarte, ineinanderübergende Töne, bis schließlich die Finsternis alles überzog. Delfine glitten neben dem Schiffsbauch und ließen ihre glatten, spiegelnden Rücken vom Mondschein überglänzen. — Die Hitze wurde von Tag zu Tag drückender. Ich wußte mir nicht mehr anders zu helfen, als mich mit einem Buch in die Badewanne zu setzen und kaltes Wasser einzulassen.

Im Roten Meer schlief kein Mensch mehr in der Kabine. Alles zog auf Deck in die Liegestühle. Die Deutsche und ich suchten uns herrliche Plätze dicht am Rand des Schiffes. Da konnte man liegen, in die Sterne schauen, das Wasser rauschen hören, die Fische plätschern... und langsam dabei einschlafen.

Die zweite Angestellte nahte, Djibouti in Französisch Somaliland. Die meisten Passagiere lagen herum wie ermattete Fliegen. Nur wenige hatten Lust an Land zu gehen. Ich tat's, und was ich dort sah, erschütterte mich. So viele Kranke hatte ich noch nie zusammen gesehen. An kahlen Mauern hockten sie, angepöft, um noch etwas Schatten zu bekommen. Die Körper waren mit offenen Wunden bedeckt, unförmige Geschwülste verunstalteten die Glieder. Dabei der Schmutz und die stehende Sonne! Es war fast zu viel für mich. Besonders als ein vollkommen verunstalteter Mensch, nur auf Oberschenkel und Hand gestützt, mir durch den Staub nachrutschte. Ständig versuchte er dabei, mich mit seiner zweiten, freien Hand am Fuß zu ergreifen. Die Geldmünzen, soviele ich ihm auch zuwarf, genügten ihm nicht. Er wußte, wie furchtbar er wirkte.

Ich flüchtete ins Hotel «Continental». Sogleich fanden sich scharenweise Verkäufer um meinen Tisch. Als ich von dem einen etwas nahm, warfen ihm die anderen böse Blicke zu. Wie ich nun auch Sachen des zweiten ergriff, erhielt er vom ersten Rippenstöße und Puffe. Bald lagen alle raufend am Boden. Die einheimische Polizei kam herbei und peitschte gänzlich gefühllos alle hinaus. —

Bevor ich zum Schiff zurückkehrte, wollte ich noch etwas fotografieren. Außerhalb der Stadt bemerkte ich die Hütten der Eingeborenen. Ich ging drauf zu. Da sah ich an einem Brunnen Frauen mit Wasserkrügen. Frauen! Bisher hatte ich noch keine einzige gesehen. Die mußte ich photographieren! Aber mein Apparat erschreckte sie. Sie warfen sich schreiend auf einen Haufen hinter dem Brunnenrand. Das wollte ich erst recht knipsen! Da — hinter mir ein leises Murren, Murmeln. Ich drehe mich um — eine Mauer von etwa dreißig Eingeborenen, mit Knütteln, Peitschen, Stöcken bewaffnet, steht mir gegenüber. Ich fühle mich un-

behaglich. Doch ich will nicht feige auskneifen. So machte ich noch einen Versuch, auf ihr Dorf zuzugehen. Sofort schließt sich ein Kreis um mich und man läßt mich nur den Weg zur Stadt hin nehmen.

Die anderen Passagiere waren entsetzt, als sie von meiner Begegnung hörten: «Ein Peitschenhieb und Sie wären halbtot umgesunken!» Na, ich war ja heil zurück! — Im übrigen habe ich den Somali-Negern ein gutes Gedenken behalten. Ihr Haar war nicht schwarz, sondern golden-rotbraun und lag in Locken um den Kopf. Wenn die Sonne darauf schien, trugen sie kleine, orangefarbene Heiligenscheine.

Das letzte Stück der Reise begann. Es war für mich das unerträglichste. Auf dem Schiff war es irgendwie bekannt geworden, in welcher Stellung ich nach Indien fuhr. Ueberall und zu jeder Zeit sprach man mich an, schilderte mir die indischen Verhältnisse grauerregend und unbeschreiblich gefährlich. Vor allem auch die Schweizerdame, die selbst schon lange in Indien verheiratet lebte, sagte, die Inder seien unberechenbar — immer wieder verschwänden weiße Frauen in Indien. Besonders gefährdet sei man, wenn man wie ich in der rein indischen Universitätsstadt in keine Verbindung mit Europäern treten könne. Sie beschwor mich, gemeinsam mit der anderen Deutschen, nicht weiter mitzugehen, sondern bei der nächsten Gelegenheit umzukehren. Mein Leben stehe auf dem Spiel!

Ich versuchte sie mit meiner ganzen Kraft von der Güte des Inders und der Sicherheit meiner Stellung zu überzeugen — aber sie gerieten in immer größeres Entsetzen, denn sie glaubten nun fest, daß ich blindlings in mein Verderben laufe.

Auch der französische Kommissar des Schiffes interessierte sich für meine Angelegenheit. Er äußerte sich zur Schweizerin darüber: Man müsse mich von Colombo aus mit dem nächsten Schiff zurückschicken. Er werde es den Einwanderungsbehörden mitteilen. — Ich ging, nachdem ich das erfahren hatte, zu ihm und bat ihn, mich den Einwanderungsbehörden nicht anzugeben. Ich versprach, in Colombo gleich zum deutschen Konsulat zu gehen und mich dort zu melden. Wenn mir dann etwas passieren sollte, wüßte das Konsulat um meine Existenz. Daraufhin sicherte er mir sein Schweigen zu.

Mein Vertrauen war gesunken. Die vielen Warnungen hatten mich müde gemacht. Doch zurückkehren war ausgeschlossen, nein, das tat ich auf keinen Fall. So kämpfte ich weiter um meine Reise. — Auch meine Umgebung war nicht danach, meine Kraft zu heben. Seitdem wir im Indischen Ozean fuhren, lag alles außer vier bis fünf Passagieren seekrank herum. Grünlich-bleiche Gesichter leuchteten aus jeder Ecke, und überall hingen schlappe Gestalten an Geländern und in Stühlen. Der Professor und ich blieben die ganze Reise über gesund.

Schließlich tauchte Ceylon auf. — Colombo! Kühle Winde wehten, hohe Palmen schwangen auf und nieder über der felsigen Brandung. Mich durchdrang eine große Freude. Das Schiff legte an, der Einwanderungsbeamte stieg zu uns an Bord. Die Prüfung der Papiere begann.

Der Professor war nicht zu finden, und ich rannte allein nach oben. Da stand eine lange Schlange aufgeregter Menschen, die ungeduldig den Beamten beobachtete, wie er mit unerschütterlicher Gemütsruhe und steifer Genauigkeit einen Paß nach dem andern beugte, drehte und wendete. Er kam mir vor wie ein hungriger Hummer, der mit seinen Scheren nach etwas Frößbarem sucht. Wenn ich mich nicht selbst schon so sehr als Beute gefühlt hätte, wäre ich sicher nicht ernst geblieben. So aber kroch mir die Angst den Hals hinauf. «Nur noch zwei vor mir», stellte ich fest. Ganz wie alle anderen legte ich meinen Ausweis hin — kaum hatte er jedoch den Namen gelesen, so schnappte er zu.

«Ah», sagte er, «Sie sind das ?? Es tut mir leid, aber ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie Ceylon nicht betreten dürfen!»

Mir blieb fast das Herz stehen...

Der Kommissar hatte geschwiegen, doch die Engländer hatten schon telegraphisch meine Ankunft in Colombo gemeldet mit der Weisung, mich mit dem nächsten Schiff zurückzuschicken. Da trat der Professor, der inzwischen herbeigekommen war, für mich ein. Er erklärte sehr energisch, mein Visum sei in Ordnung, man habe kein Recht, mich aufzuhalten. Der Beamte versuchte einige Zeit gegen seinen Wortschwall anzukommen — doch schließlich gab er sich geschlagen...

Die Tür nach Indien sprang auf.

5. Kapitel.

Am Quai in Colombo wartete ein junger schlanker Inder auf uns, der den Professor und mich lebhaft und herzlich begrüßte. Er führte uns zu seinem Auto und wir fuhren dem indischen Teil der Stadt zu. Während der Fahrt erklärte mir der Professor, daß dies sein Vetter sei, der hier ein Geschäft für ihn leite. Ich sollte sehr nett zu ihm sein — wie überhaupt zu allen Leuten, denen er mich vorstellen werde. Es sei wichtig, daß ich einen guten Eindruck mache. Sie wußten alle schon von meinem Kommen und freuten sich auf mich... Die letzten Worte verstand ich zwar nicht ganz — aber ich dachte mir, daß er wohl aus Geschäftsrücksichten diesen Wunsch ausgesprochen hatte.

Die Straßen, durch die wir anfangs fuhren, waren breit und großartig angelegt. Dann bogen wir in immer enger werdende Nebengassen ein. Rechts und links lagen kleine, bambusbedeckte Hütten, vor denen heilige, weiße Kühe standen und mit großen, traurigen Augen das Menschengetriebe betrachteten. Die Männer gingen in leichten, hemdartigen Gewändern einher, und ihre Haare, die sie bis auf ein kleines Büschel abrasiert hatten, waren zu Knoten gewunden. Nackte, braunglänzende Kinder, mit Ringen und Ketten behängt, kugelten auf der Straße herum.

Seit wir das Schiff verlassen hatten, schien der Professor ungeheuer auf mich aufzupassen. Ich konnte mit keinem Menschen mehr ein Wort wechseln, ohne daß er auf der Bildfläche erschien und mich geschickt von dem andern weglotzte. Ich weiß



Der Berner Pianist Armin Berchtold,

dem man eine erfolgreiche Zukunft voraussagt. Seine frühesten Erfolge in musicis errang er, der kleine Bub des Bärenwirts in Biglen, auf dem emmentalischen Nationalinstrument: der Handharfe. — Armin Berchtold wird in nächster Zeit in den Berner Volks-Symphoniekonzerten spielen Aufnahme Jehle

nicht, wie es kam, aber plötzlich hatte ich das Gefühl, als drohe mir Gefahr, als habe dieser lächelnde braune Mann da ein Netz in der Hand, dessen Maschen sich enger und enger um mich schlossen.

Am Abend setzten wir unsere Reise fort — immer am Strand entlang bis an die Stelle, wo sich Ceylon Indien am meisten nähert. Ein Dampfer sollte uns in zweistündiger Fahrt hinüberbringen. Ich war froh, dem heißen, staubigen Zug entronnen zu sein und ging voraus aufs Schiff. Dort traf ich einen

Inder, der mit uns gefahren war und mit dem Professor M. öfter Bridge gespielt hatte. Wir unterhielt uns — da kam der Professor, und er sah so entsetzlich wütend aus, daß ich dem andern Inder sofort den Rücken wandte und zu ihm ging. Er sah mich schnell und böse an und begann mit großen Schritten auf und nieder zu gehen — immer an mir vorbei. Schließlich faßte ich Mut und fragte ihn nach dem Grund seiner Aufregung. — Noch ein paar mal auf und ab — dann stellte er sich mir gegenüber: Er sei kein Hund. Wie einen Hund würde ich ihn behandeln! Ich laufe voraus und ihn lasse ich einfach nachkommen! — Ich konnte nicht alles verstehen, was er sagte... aber ich versuchte ihm zu erklären, daß er doch mit dem Gepäck und den Liegestühlen beschäftigt gewesen sei und ich nichts dabei zu tun gehabt hätte. — Er hörte gar nicht zu, sondern lief weiter hin und her — nur ab und zu flog ein zornfunkelnder Blick auf mich.

Ich war grenzenlos entsetzt. — «So ein Mann kann alles fertigbringen», dachte ich mir. Mich packte der Gedanke, daß es noch gar nicht sicher sei, daß ich lebend nach Aligarh komme. Ich wollte nach Hause telegraphieren:

«Wenn ihr hört, daß ich tot bin, so hat mich kein Tiger gefressen, sondern M. hat mich umgebracht!»

Als wir das Schiff verlassen wollten, wurden unsere Papiere geprüft. Wieder lag ein Telegramm vor, anscheinend aus Berlin: Man möge mich aufhalten und zurückschicken. Der Professor setzte sich sofort mit dem Engländer auseinander und erreichte meine Weiterreise. Der englische Beamte kam nachher zu mir, um mir seine Hilfe anzubieten. Ich hätte ihm gern alles erzählt — aber ich wagte es nicht, da ich ja in Wirklichkeit etwas ganz anderes war, als er amahm, nicht Touristin, sondern angestellte Assistentin. Voraussichtlich hätte er mich sofort abgeführt — ich wollte aber meine Indienreise nicht aufgeben! Ehe ich nicht wirklich die Hand an der Gurgel fühlte, wollte ich nicht zurückkehren!... Es gab mir auch Halt, daß sich der britische Konsul in Berlin um mich zu kümmern schien und daß dieser Engländer versprach zu kommen, sobald ich ihn rufen würde. Im übrigen setzte ich meine ganzen Hoffnungen auf den deutschen Konsul, den ich in Bombay aufsuchen wollte. Während der Fahrt sann ich angestrengt darüber nach, wie ich es anstellen könne, mich auf einige Zeit von dem Inder zu entfernen...

HEILKRÄFTIGE
und bewährte Kräutermittel versendet das Vertrauenshaus:
Kräuter-Zentrale Floralp, Joh. Künzle, Herisau



Echt Gold mit handgr. Monogr.
8 Kl. gestemp. 333 Fr. 15.—
14 Kl. 333 Fr. 22.—
Versand nur gegen Nachn. garant.
Rücknahme bei Nichtgefallen. Für
Ringweite Papierstreifen einsenden.
Hasler-Reck, Winterthur
Schwalmenackerstr. 12.



Angehörigen und Freunden im Ausland

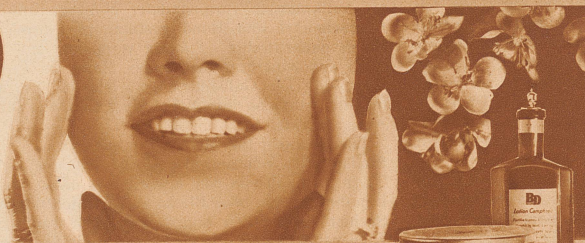
ist die «Zürcher Illustrierte» jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie ihnen diese Freude.

Auslands-Abonnementspreise:
Jährlich Fr. 16.70, bzw. Fr. 19.80,
halbjährl. Fr. 8.65, bzw. Fr. 10.20,
vierteljährl. Fr. 4.50, bzw. Fr. 5.25.

Wollen Sie Ihre Schönheit dem Schicksal überlassen?

Sie geben zu, geehrte Dame, daß es von Ihnen allzu unvorsichtig wäre! Sind nicht Zufall und Gleichgültigkeit in der Gesichtspflege die größten Feinde Ihrer zarten, reinen Haut? — Die BD-Schönheitsmethode umfaßt eine ganze Reihe von unübertroffenen und bewährten Produkten, die bisher nur von wenigen, jetzt für Ihre Gesichts- und Teintschönheit bewundernden Frauen, bekannt waren:

BD
MARQUE
DEPOSEE



Lotion Camphrée für normale und für empfindliche Haut, Tonic-mild zur Stärkung empfindlicher Haut, Hautnähr-Oel, Tages- und Nachtkrème No. 1 bis Nr. 3, Crème Nr. 5 gegen Runzeln und Falten, Bleichende Crème No. 8 gegen Sommersprossen und braune Flecken, Citron-Bleich-Crème zur Pflege der Hände, BD-Soft gegen lästigen Schweißgeruch und übermäßiges Schwitzen.

Alle diese Erzeugnisse sind das denkbar Beste und Zweckmäßigste, was sich die moderne Dame wünschen kann. Auch Sie sollten einen Versuch machen. Sie, wie andere Frauen, werden uns dafür dankbar sein. Verlangen Sie in einschlägigen Geschäften oder direkt von uns das Gratisbüchlein «BD-Moderne Schönheitspflege», das Ihnen über Anwendung und Preise Aufschluß gibt.

General-Depot für die Schweiz: **PARFA A.-G., Mythenstraße 24, ZÜRICH**

Immer mehr werden von Kennern nur

Schnebli
Alberti-Biscuits



verlangt, weil leicht verdautlich und wohlschmeckend. Zur Kinderpflege unentbehrlich!

Zunfthaus zur
Sonne

Zürich, Rathausquai 24
Vorzügliches Speiseraumant.
Touristenproviant.
Gesellschaftsstätte.

5 Min. ab Bahnhof mit Tram
3 od. 4, dir. d. Sattelstr. Rathaus.
Kunstmuseumstr. bis 8. u. 10. u. 11. u. 12.
Karl Seiler, Traiteur

HOTEL
Habis-Royal
Bahnhofplatz
ZÜRICH
Restaurant

Der Professor und ich fuhren in verschiedenen Abteilen. Das Geld, das ich noch besaß, ließ er sich von mir geben, da er sagte, es sei besser, wenn ich nichts Wertvolles bei mir hätte. Auf Frauen würden hier öfters Ueberfälle ausgeführt. Ich gab ihm alles und dachte im Augenblick gar nicht daran, wie notwendig ich das Geld noch in Bombay brauchen würde. Als er mir später einmal 1 Rupie für Limonade herüberschickte, hob ich sie auf, obwohl ich bei der brennenden Hitze beinahe verdurstete.

Die meiste Zeit lag ich auf die Bank hingestreckt, das feinmaschige Gitter am Fenster herabgezogen, um die Moskitos abzuhalten. Staub wirbelte unaufhörlich herein, aber dafür auch etwas Zugwind, ohne den man es kaum ausgehalten hätte. Am Boden liefen beinahe eiergroße, gelbe Käfer herum. Sie klatschten richtig, wenn man sie zertrat. Da ließ ich es bleiben.

Die Nacht über saßen wir schon wieder im Zug — ich in meinem Frauenabteil. Die Inderinnen, die mit mir fuhren, hatten sich alle ihr Bett mit-

gebracht. Ich legte mich hin wie ich war, aber die heraufziehende Kälte und die hartnäckigen Wanzen ließen mich nicht schlafen.

Nach zwei Tagen erreichten wir Bombay. Ich fieberte vor Aufregung, ob ich zum Konsul gelangen werde, denn ich hatte mir gesagt: Hier ist die letzte Möglichkeit, Rat und Hilfe zu bekommen. Wenn wir Bombay verlassen haben, dann bin ich ganz allein, dann sehe ich keinen Weißen mehr.

Um halb 9 Uhr früh traf unser Zug ein, und um halb 11 Uhr wollten wir nach Delhi weiterfahren. Zwei Stunden hatte ich Zeit. «Ich möchte so furchtbar gern Bombay photographieren», sagte ich zum Professor. Er sah mich an, wie eine Schlange ein Kaninchen anstarrt, das sie im nächsten Augenblick verschlingen will. Dann aber huschte ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht — er dachte wohl daran, daß ich dank seiner weisen Voraussicht keinen Pfennig in der Tasche hatte. «Seien Sie aber pünktlich zurück!», sagte er nachdrücklich.

Ich ging ruhig bis zur nächsten Straßenecke, dann begann ich zu laufen. Ein Taxi kam, ich ver-

langte das deutsche Konsulat und stieg ein. Von da an sah ich von Bombay nichts mehr als die kleine Taxameteruhr, in der schnell wie bei einem Gewitterregen die Nadeln heruntertropfen. Eine Rupie hatte ich bei mir — die eine Rupie, die ich meinem Durst abgerungen.

Da zeigte der Taxameter auch schon 1 Rupie! Ich ließ den Wagen sofort halten, stieg aus und versuchte aus dem Chauffeur herauszubekommen, wo das Konsulat sei. Er deutete mit einer vagen Handbewegung die Straße entlang. So begann ich jedes einzelne Haus nach dem deutschen Konsulat abzufragen. Alles fand ich: das französische, das abessinische und noch viele andere — aber kein deutsches. Schließlich kam ich auf ein Haus, wo ein junges Ehepaar auf der Veranda Kaffee trank. Sie kannten den Sekretär des deutschen Konsuls und zeigten mir sein Haus.

Auf mein Klingeln öffnete ein Diener, der mich gleich zum Hausherrn führte. Kaum hatte ich mit dem liebenswürdig aussehenden Mann ein paar Worte gewechselt, als ich heftiges Türenschi-

Togal

Ein Versuch überzeugt!
In allen Apotheken
Fr. 1.60

rasch und sicher wirkend bei
**Rheuma / Gicht
Kopfschmerzen**

Ischias, Hexenschuß, Erkältungskrankheiten. Löst die Harnsäure! Über 6000 Ärzte-Gutachten! Wirkt selbst in veralteten Fällen.

Von hervorragender Güte sind

**Ruff's
Frankfurterli**

Vom 1. Oktober bis 31. März kommen dieselben täglich frisch zum Versand u. sind billiger als Dosen-Frankfurterli

**Qualitätsvergleiche
überzeugen!**

Lohnender, dankbarer Artikel für Restaurants und Wiederverkäufer

Otto Ruff, Zürich
Wurst- u. Konservenfabrik, Metzgerei

„VELONETTE“

gesetzlich geschützt, bedeutet
Freude, Lust und Gesundheit
für die Jugend



Bestellungen an: Eger, Fabrikant, Sissach

Eine halbe Stunde unter Möbeln

deren Preise von 10-30% u. m. heruntergesetzt sind, wird Sie sicher interessieren. Dabei ist es gute Handwerkerarbeit, die wir so aussergewöhnlich billig anbieten in unserm amtl. bew. Ausnahmeverkauf

AUSVERKAUF

(vom 1. - 29. Februar)



Sie finden allerlei nützliche und schöne Dinge für Ihr Heim: ganze Zimmer, Einzeilmöbel, Storen, Decken, Stoffe, Beleuchtungskörper u. a. m.

J. KELLER & Co. Peterstr. 16 Zürich

GRNY

6. Kapitel.

und lautes Schelten hörte. Eine Frau in Schlafrock und Pantoffeln rauschte ins Zimmer... Vor mir machte sie Halt, maß mich von oben bis unten mit wütenden Blicken, und dann ging's los: «Was für eine Unverschämtheit, in solcher Frühe hierherzukommen! Was wollen Sie überhaupt? Sind Sie eine Deutsche?»

«Ja», sagte ich, «ich bin auf der Durchreise nach Aligarh, und ich muß unbedingt den Konsul sprechen. Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich Sie schon so früh aufgesucht habe — aber mein Zug fährt bald weiter, und es hängt wirklich ungeheuer viel für mich davon ab, daß ich den Konsul heute noch sehe.»

Sie unterbrach mich: «Den Konsul können Sie jetzt nicht sprechen. Die Sprechstunde ist um 11 Uhr! Vorher ist es zwecklos. Im übrigen stören Sie uns jetzt nicht weiter!» Und sie rief den Diener, der mich hinausführen sollte. «Aber ich kann doch nachher nicht mehr zum Konsul gehen — mein Zug fährt doch» sagte ich ganz verzweifelt. «Ja, da können wir Ihnen eben auch nicht helfen. Fahren Sie halt später.»

Jetzt gab ich es auf, noch weiter um eine Aussprache zu kämpfen. Der Sekretär hatte während der Zeit verschiedene Male versucht, die aufgeregte Dame zu unterbrechen — dann schwing er. Aber in seinen Augen las ich die stumme Bitte, ich möge das Benehmen seiner Frau verzeihen. Da ging ich — alle meine Hoffnungen waren gescheitert. —

Ich mußte laufen, um noch zur Zeit zum Zug zu kommen. Die Sonne sandte stechende, grellgelbe Strahlen auf die Straßen, und die dürren Palmen standen unbeweglich wie Staubwedel gegen den Himmel. Ich rannte durch die fremden Straßen, wo die Häuser alle so leer, so tot, so ausgestorben aussahen. Auf Pflaster und Mauern waren unzählige kohlschwarze, unheimlich große Raben, die steif und starr sitzen blieben, als ich an ihnen vorüberkam. Sie rollten nur die Augen abschätzend nach mir, und ihre scharfen, gebogenen Schnäbel sahen gefährlich aus. Kurz nach der verabredeten Zeit traf ich den Professor, der mich sehr entrüstet und aufgeregt empfing.

Die Fahrt nach Delhi war das wunderbarste und geheimnisvollste Stück meiner Reise. Schwere Regengüsse waren hier niedergegangen und das Grün quoll in Massen aus der Erde. Die hohen Gräser, die dachartigen Blätter, die schwer und naß herabhängenden Zweige der Bäume ließen kein Fleckchen braunen Bodens mehr erkennen. Es schien, als ob die Erde sich mit einem grünen, undurchdringlichen Pelz umgeben wollte. So weit man sah in den Tälern, auf den Höhen wölbten sich die Kuppen der dichtbelaubten Bäume. Weißsprudelnde Quellen und hochschäumende Wasserfälle stürzten von den Berghängen und brachten stürmisch — wie Kinder der Mutter Blumen bringen — ihre Wasser dem ruhigen, sich breit dahinschlängelnden Fluß.

Eine seltsame, weltfremde Stimmung lag über dem Ganzen. Kein Vogel sang, keine Blume zeigte ihr farbenfreudiges Köpfchen...

Ich saß, das Gesicht an die Scheiben gepreßt und sah hinaus. Am Abend hob sich eine blasse Mondscheibe am Himmel empor, und ihr Schein lag wie zartes, durchsichtiges Spinnwebgewebe über der nun blau-grün schimmernden Landschaft. —

Am Ende des nächsten Tages waren wir schon wieder in belebteren Gegenden, die Wälder saßen voll von Affen und die Bäume bogen sich unter ihrem Gewicht. Herdenweise kamen sie dahergaloppiert, wenn der Zug hielt, — sämtliche Sprößlinge nach sich ziehend und tragend. Sie turnten an den Balken des Bahnhofgebäudes herum, sprangen auf die Wagendächer und versuchten zum Fenster hereinzuklettern. — In meinem Abteil saß noch eine Inderin, die mich warnte, mich mit den Affen abzugeben. Aber die Kleinen bettelten so entzückend, daß ich von meinem Bananenvorrat unter sie verteilte.

Da höre ich die Inderin erschreckt aufkreischen. Hinter mir steht ein Affe, so groß wie ein 8-10-jähriges Kind. Er sieht mich mit kleinen, bössartigen Augen an, fletscht gelbweiße Zähne und kommt auf mich zu. Schnell werfe ich ihm eine Banane hin. Er verschwindet damit auf den Gang. Aufatmend will ich die Tür zuschließen, als mich die

Inderin, die inzwischen auf die Bank geflüchtet ist, am Arm zurückreißt: «Nicht! Nicht! Sie dürfen ihn nicht böse machen — sonst beißt er! Diese Affen sind sehr gefährlich.» Ich habe aber die Tür schon mit einem Ruck geschlossen und fühle mich sicher... Da erhebt sich der Affe langsam und bedächtig, faßt den Griff und reißt die Tür knurrend auf. — Doch er geht nur zu meinen Bananen und nimmt sich einige. Ich bin froh, als er mit seiner Beute wieder draußen ist.

Mich ärgert seine Frechheit, und ich mache den Korb zu und schiebe ihn unter die Bank. «Der Zug wird außerdem gleich abfahren», denke ich voller Hoffnung.

Aber der Affe hat noch nicht genug.

Mit drohend gefletschten Zähnen tappte er wieder zu uns herein. Ich saß wie ein armer Sünder auf der Bank und beobachtete ihn. Zuerst knurrte er, dann gröhle er einige Töne, — wie er den Korb aber nicht öffnen konnte, wurde er wütend... Schließlich packte er den Korb und warf ihn im Bogen durch den kleinen Raum. Dann sprang er über mich hinweg zum offenen Fenster und kletterte hinaus. Ich hörte das Signal zur Abfahrt des Zuges und wollte noch einen letzten Blick auf den Widersacher werfen. — Kaum aber hatte ich den Kopf zum Fenster hinausgesteckt, als mich von oben eine Hand fest in die Haare packte, und ich sah den Affen über mir am Wagendach hängen. Seine abstehenden Ohren standen schwarz gegen den Himmel, und sein zottiges, strähniges Fell war in der Silhouette wie der Pelz eines großen Stachelschweins.

Die Abfahrt des Zuges half mir. Der Affe wollte nicht zu weit von den heimatischen Gefilden davonfahren werden, und ließ mich los unter Mitnahme einiger ausgerupfter, blonder Haare...

Am nächsten Morgen kamen wir in Delhi an. Der Empfang war entzückend. Ein Vetter des Professors war mit seiner jungen, wunderhübschen Frau an die Bahn gekommen, um uns abzuholen. Sie schmückten uns mit langen, feinen Blütenkränzen, die ein Diener auf großen Blättern hinter ihnen hertrug. Mir gefiel diese Sitte ausgezeichnet — nur der Professor wurde sichtlich verlegen,

Ich rauche, ohne mir Sorgen zu machen,

dass meine Zähne missfarbig werden könnten. Ich leide auch nicht an dem bekannten Raucherübel schlechten Geschmacks und verbrauchten Atems,

denn ich benutze
PEBECO
ZAHNPASTA

Pebeco wird
in Tuben aus
reinem Zinn
geliefert.

Kleine Tube:
Fr. 1.20
Große Tube:
Fr. 1.75

Pebeco ist mehr als ein süßliches Parfümierungsmittel des Mundes; Pebeco ist die wirksame Zahnpasta, die die Zähne blendend weiß und den Atem rein und frisch erhält. Ein äusseres Zeichen der Wirksamkeit ist schon der herb-kraftige, erfrischende Geschmack!

PILOT A.-G., BASEL



was ich mir nicht erklären konnte. — Ich fühlte mich wieder froh, glücklich und voll Zuversicht. Ja, das war Indien, von dem ich geträumt hatte, eigenartig und unbeschreiblich lieblich!

Wieder stand ein Auto für uns bereit, das uns zum Hause des Veters brachte. Ueber eine holprige Stufe kamen wir in einen großen, hellen Raum, der durch bunte Vorhänge in verschiedene Gemächer geteilt war. Die Schnüre waren halbhoch gespannt, und man sah, daß ein Teil des Raumes nicht überdacht war, also eine Art Lichthof darstellte.

Kaum waren wir eingetreten, als vier kleine, alte hutzelige Weiblein durch einen Vorhang herausschlüpfen. Sie hatten nackte Füße, ganz enganliegende, weiße Beinkleider. Um den Leib waren einige Meter Stoff gewickelt, die Brust nur von einem dünnen Schleier bedeckt, der vom Kopf herabwehte. Die erste stürzte auf den Professor zu, um ihn zu begrüßen. Sie legte ihre Hände längs und quer auf seine Backen, strich über die Nase, und schließlich folgten unendlich viele Küsse. Dann wandte sie sich zu mir — den Anfang ließ ich mir auch gefallen, aber allem weiteren entzog ich mich energisch. Die zweite näherte sich mir schon ganz eingeschüchtert... ich ergriff auch gleich ihre Hand, schüttelte sie und sagte: «Adap!», was soviel wie «guten Tag!» bedeutet. Die anderen betrachteten mich nur noch aus der Ferne mit Ehrerbietung.

Das Essen, das man für uns besonders zubereitet hatte, schmeckte dem Professor herrlich, — aber mir stürzten gleich beim ersten Bissen die Tränen aus den Augen, und in meinem Halse brannte es wie Feuer. So aß ich ein paar Bananen. Im Zimmer bemerkte ich kleine Vögel, die zu ihren Nestern an der Decke flogen, und flinke, grün-glitzernde Eidechsen, die die Wand auf und ab liefen. Aus den Vorhangritzen aber funkelteten mich dunkle, blinkende Augen an. Sie gehörten den übrigen Hausbewohnern, die sich nicht sehen lassen durften und doch so schrecklich neugierig waren.

Nach dem Essen führte mich der Vetter mit einer feierlichen Geste hinter den geheimnisvollen Vorhang, wo ich im Nu von einer Menge von Frauen umgeben war, die sich gleich im Kreis zu

meinen Füßen setzten. Mir brachte man einen Stuhl. Als ich mich setzen wollte, nahm mich die junge Frau des Veters — die einzige, mit der ich mich englisch verständigen konnte — bei der Hand und brachte mich zu einer uralt aussehenden Frau. Sie lag auf einer Pritsche, gelb, mager und knöchern. Ihre weißen, wirren Haare waren an den Enden rotgelblich gefärbt. Ich mußte mich neben die Lagerstatt niederknien, und sie drehte mir den Kopf zu. Ihre Augen sahen mich schwarz und scharf an, dann streckte sie ihren langen, dünnen und vertrockneten Arm nach mir aus... es war wie eine Beschwörung. Sie murmelte indische Worte dabei, von denen ich keines verstand. Alle anderen Frauen saßen hinter mir und fixierten mich schweigend.

Als ich endlich wieder aufstand, fielen die Indierinnen mit einer Unzahl von Fragen über mich her. «Ob ich Geschwister hätte? Wieviele? Was mein Vater ist? Was er verdient? Wie mir Indien gefällt? Ob ich gern bleiben wolle? Wie mir die indischen Gewänder gefallen und ob ich welche tragen möchte?» — Dann sprachen sie untereinander und ließen mir sagen: «Sie glaubten, ich sei sehr lieb und hübsch, und sie hätten mich alle sehr gern!»

Als der Professor kam, um mich abzuholen, fragte er mich genau nach dem Ergebnis der Unterhaltung. Als er das günstige Urteil über mich erfuhr, wurde er sehr vergnügt.

7 Kapitel.

Am Nachmittag wurde mir Delhi gezeigt. Der Professor führte mich in Tempel, die ich nur mit stoffumwickelten Schuhen betreten durfte — wo die Indier sich im heiligen Wasser waschen und betend auf Stufen und in Nischen saßen. Ungeheuer prunkvoll lagen die indischen Herrscherpaläste da. Den Abend verbrachten wir wieder bei Verwandten. Der Professor hatte noch Verschiedenes mit seinem Vetter zu besprechen, und er führte mich inzwischen zu dessen jungverheirateter Frau. Ich freute mich darüber, denn schon am Morgen hatte sie mir sehr gut gefallen. Ihre Erscheinung war fein und vornehm. Sie war mit Ketten und Ringen reich geschmückt und bei jeder Bewegung ihres Kopfes

glitzerten die Brillanten, die in ihre Nasenflügel eingesetzt waren. Dunkle, lebhaftige Augen leuchteten aus dem ovalen Gesicht, und der kleine reizende Mund war mit dem Saft besonderer indischer Blätter dunkelrot gefärbt.

Sie sprach leise und bescheiden. Ich sagte ihr nochmals, wie sehr ich mich über den reizenden Empfang gefreut hätte, und sie antwortete mir: «Ja, als ich vor einigen Monaten hierher gekommen bin, wurde ich auch mit vielen Blumen geschmückt», und sie erzählte mir:

«Ich bin in den Bergen aufgewachsen. Dort habe ich auch vor einigen Jahren meinen Mann kennengelernt. Er wollte mich damals gleich heiraten, aber mein Vater hat es nicht erlaubt. Wissen Sie, ich war eine Hindu wie alle meine Verwandten. Mein Mann aber ist ein Mohammedaner. Als er meinen Vater bat, mich gleich mit sich nehmen zu dürfen, wollte es mein Vater nicht, da er fürchtete, ich würde es bei den Mohammedanern nicht gut haben. — Schließlich gab er aber nach, brachte mich selbst für eine Probezeit hierher zur Mutter meines künftigen Gatten und fuhr zurück. —

Meine Schwiegermutter ist streng religiös. Sie wollte es nicht dulden, daß ihr Sohn eine Andersgläubige heiratet. Sie quälte mich, wo sie nur konnte, und als er gegen ihren Willen handeln wollte, begann sie, mir Gift ins Essen zu mischen. — Nach einiger Zeit kam mein Vater wieder, um zu sehen, wie es mir ginge. Ich sah aber so schlecht aus und fühlte mich so krank, daß er mich sofort wieder mit sich nahm und schwor, mich nie diesem Mohammedaner zur Frau zu geben.

Es war eine schreckliche Zeit für meinen Mann und mich. Er wurde ganz krank vor Sehnsucht und ich auch...

Mein Vater starb, und ich schrieb sofort an meinen jetzigen Mann, daß er kommen solle und mich holen. — Ich mußte versprechen, eine Mohammedanerin zu werden, und wir heirateten. Jetzt ist meine Schwiegermutter sehr gut zu mir.»

Ich sah sie an, stumm und erschüttert über soviel Ergebung und Demut der Schwiegermutter gegenüber. Ich hätte mich anders benommen. —

(Fortsetzung folgt)

ST-BLAISE-Neuchâtel

Töchterpensionat „LA CHATELAINIE“

gegründet 1880, lehrt gründl. französisch und andere moderne Sprachen: Sprach- und Handelsdiplom. Beste Lehrkräfte. Koch- und Zuschneidekurs. Musik. Malen. Alle Sports. 2 Strandbäder. Illustrierte Prospekte und Referenzen durch die Direktion Herr und Frau Professor Jobin.



DAS IDEALE EIGENHEIM
mit einfacher u. komfortabler Innenausstattung, langjährige Erfahrung im Châletbau. I. Referenzen. Baupläne am Zürich-, Vierwaldstätter- und Zugersee, kurze Lieferfristen, schlüsselfertige Erstellung durch
CHALETFABRIK E. RIKART · BÉLP-BERN
Telephon 84

Bei allen Erkältungskrankheiten und rheumatischen Schmerzen nimm **ASPIRIN-Tabletten** BAYER
In allen Apotheken erhältlich
Nur echt in der Originalpackung mit dem Bayerkreuz

NERVI

20 Min. von Genua-Hauptbahnhof (Piazza Principe)

Der Schweiz am nächsten gelegener Kurort der italienischen Riviera

SONNE * MEER * BLUMEN

19 Hotels und Pensionen / 60 Villen und möblierte Appartements / Große Gemeindeparks Fremdenzirkel - Auskünfte durch: Azienda Autonomia di Cura (Kurkommission)

NERVI SAVOY-HOTEL

das altbekannteste Familienhaus * Frau C. BEELER im Sommer:
Badhotel RÖBli, Seewen am Lowerzersee

NERVI · MIRAMARE STRAND HOTEL

dicht am Meere - Appartement mit Bad - Alle Zimmer mit fließ. Wasser - Große Terrasse und Garten - Mäßige Preise

NERVI Hotel Schweizerhof PAGODA

Schönste Lage Nervi's - Großer Palmengarten direkt am Meere - Eigene Meerbäder - Fließendes Wasser - Pension ab 30 Lire * P. SCHEUBER, Bes.

NEAPEL - Hotel Villa Martinelli (Posillipo)

Ein billiges gutes Schweizer Haus am Meere - Herrliche Lage - Mäßige Preise. - Leitung: Frau Prof. A. Lorenz.

CAPRI / Hotel Pagano Vittoria und Germania

Schweizer Haus, Schönste Lage Capris. Fließendes Wasser, Zentralheizung Pension ab Lire 35.-. Bitte auf Namen „Vittoria und Germania“ achten.

ACIREALE (SIZILIEN)

Bezaubernde Lage am Fuße des Aetna - 160 Meter über dem Meere - Berühmte Schwefelquelle, radioaktiv, heilt Haut-, Stoffwechsel-, Rheumatismus und Frauenkrankheiten Mildestes Winterklima. Hotels und Bäder ganzjährig geöffnet. Reduzierte Preise. Anfragen Kurkommission Acireale (Sizilien)

Annahme-Schluß für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw. 13 Tage vor Erscheinen einer Nummer jeweils Samstag früh. • Manuskripte, Vorlagen und Klischees erbitten wir bis spätestens zu diesem Termin. • Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unterlagen fünf Tage früher. • **Conzett & Huber**, Inseraten-Abteilung

DAS NEUE **Hautana** MODELL
Bezugsquellennachweis auch für Lindauers Prima Donna Corsets, Pronto, Corsotella und Gürteltes durch **Union Corset Co. A.G., Zürich**